

Blaue Adria.

Roman von Clara Ragla.

(5. Fortsetzung.)

Andras Jmres schloß, dunkles Gesicht war emporgeschoben. Er hatte ihn Lisa gesehen, als er, wie ein Fremder unter dem Volk, seine schmerzlichen Klagen sprach. Es ergriß sie mächtig.

„Jmre, Jmre, auch ich trage Leid! Glaube es mir! Ich werde Dich nie vergessen.“

Er zog sie sanft an sich und küßte ihr blondes Haar.

Dann sagte er ihre Hände.

„Es ist zuviel, Du Liebe, ich weiß es, Du gehörst mir nicht, ich gehe.“

Er griff nach seinem Hut, beugte sich nochmals tief über ihre Hand und nickte das Zimmer.

Lisa blieb am Fenster stehen. Sie sah ihn nicht mehr, er mußte zum Strand gegangen sein.

Eine eigentümliche Schwere war in ihren Gliedern. Jmres zarte Liebling hatte ihre Erregung gebrochen. Ihre Gedanken verwirrten sich; Worte, Gefühle, Erinnerungen schwebten farblos auf. Lisa trat zum Tisch, sie stützte sich jetzt auf die Platte.

Da stand ja der Kaffee — — — Merkwürdig!

Nun war es ganz leer in ihrem Koff.

Lisa mußte sich setzen, sie fühlte eine tieferen Müdigkeit.

So sah sie eine Weile. Dann nahm sie ganz in Gedanken die Tasse, goß Kaffee in die Tasse, trat langsam Zucker und Milch hinein, mechanisch, wie abwesend, und plötzlich spürte sie, daß sie ein reißender Hunger besaß.

Sie sah an dem großen Tisch mit der häßlichen elenden Decke. Herz und Hirn waren leer. Sie fühlte auch nicht, was sie tat.

Nach einer Weile fiel ihr ein, daß dies seit gestern Abend ihre erste Mahlzeit war.

Sie blieb noch lange regungslos sitzen. Dann wurden ihre Gedanken klar; aber es lieb etwas zurüch, wie eine heftige und körperliche Lähmung wie ein leichter Kausch, der sie automatisch handhaben ließ.

Lisa verließ das Zimmer, sie fühlte, daß sie unsicher ging, und betrat die Gaststube.

„Ich möchte zahlen,“ sagte sie.

„Der Herr hat bezahlt.“

„Geben Sie mir ein Zimmer und lassen Sie um ein halb neun bei mir antreffen, ich fahre mit dem Dampfer, der nach neun Uhr abfährt.“

„Die Dame kann ein Zimmer wählen.“

„Ganz gleich, geben Sie mir ein stilles Zimmer.“

Die Wirtin schritt voran und trug Lisas Handgepäck.

Raum hatte sich die Türe hinter ihr geschlossen, da warf sich Lisa angetrieben, wie sie war, auf das Bett. Ihre Gedanken verwirrten sich wieder.

Sie schlief nicht, sie war zu Tode erschöpft, unfähig, sich zu rühren.

„Ich bin wie ausgehöhlt von meinem Schmerz“, klang es in ihre Ohren. „Von meinem Schmerz? dachte sie in dumpfer Neugier.“

Rein, Schmerz fühle ich nicht, aber ich bin wie ausgehöhlt, auch ich.

Wer sagte es doch?

Andras Jmre sagte es.

Nebelhaft sah sie sein Bild, es tauchte in ihren Ohren, und dann läuteten Glöden immer näher, unerträglich nah!

Plötzlich klopfte es.

Wie laut es doch klopfte, dachte sie und erhob sich.

Ein Mädchen steckte den Kopf durch die Tür.

„Ich sollte Sie wecken, Fräulein, es ist etwas spät geworden, Sie müssen sich beeilen, das Schiff hat schon angelegt.“

Lisa sprang auf und gab dem Mädchen das Gepäck in die Hand.

„Schnell, schnell, zum Schiff!“

„So schlimm ist es nicht,“ sagte das Mädchen, aber sie ging.

Lisa bezahlte die Wirtin, immer noch das Klingeln in den Ohren, die Unsicherheit in den Gliedern, dann eilte sie gedankenlos, wie geblüht, zum Dampfer.

Sie ließ sich sofort eine Kabine anweisen.

Als sie das Klappschloß des abfahrenden Schiffes hörte, löste sie gerade ihr Haar.

per. Der Zigeuner hatte die Arme verkränkt und blühte die Gasse entlang.

Sein Gesicht war von der Laterne über der Tür hell beleuchtet.

Den gutmütigen breiten Mund beschattete ein harter dunkler Schnurrbart, an dem Balogh ungeduldig laute. Die Augen waren wie schwarze Ritzchen, das straffe dunkle Haar, das dicht über einer niedrigen Stirn ansetzte, glänzte von Pomade.

„Verdammt, er mühte doch endlich kommen,“ murmelte er, „wäre nur das blonde Weib geblieben, wo sie war, sie macht ihn ganz elend.“

Da kam Andras Jmre die Gasse herauf, langsam, gesenkten Hauptes.

Der Bahgeiger, der schon mit Jmres Anteil auf dem Balkan und in ganz Oesterreich-Ungarn herumgewandert war, liebte auf der Welt niemanden so sehr, wie den jungen Primas. Er hatte ihn als Kind gekannt, als Knaben, und später als den gefeierten, neuen Stern. Niemand war glücklicher als er, wenn Jmres Spiel alle Herzen bezwang.

Oft hatte er große Pläne im Kopf für den jungen Jmre, vorkäufig war er nur seine rechte Hand, sein Kassierer und sein ebener Freund — aber — wer konnte wissen! —

Als er den Primas so still die Gasse entlang kommen sah, witterte er mit dem feinen Gefühl eines treuen Hundes, daß der Herr litt. Er ging Andras entgegen und legte den Arm um seine Schultern.

„Andras, laß doch, gräme dich nicht, ich weiß, es ist um die Blonde, ich sah es schon in Ragusa.“

Andras wehrte ab.

Der Bahgeiger ließ sich nicht beirren.

„Sie ist fort, nicht wahr, kann mir es denken, kommt und quält Dich und raucht davon!“

„Ich bitte Dich, laß das, Balogh, Du weißt nicht, was Du sagst.“

„Na ja, schön,“ sagte der Bahgeiger, „vielleicht weiß ich es nicht, aber daß sie Dich elend gemacht hat, das weiß ich, — er sagte das Wort mit verhaltener Mut — „das sehe ich, sehe ich jeden Tag.“

„Es ist nicht anders, Balogh, wir wollen nicht davon sprechen.“

Sie gingen in die kleine Gaststube, die dicht gedrängt voll Menschen war.

„Drimen im Saal wartet alles auf Dich, Andras,“ sagte Balogh, „wir haben seit acht Uhr allezeit heruntergespielt, es ist gut, daß Du kommst.“

„Na, also — gehen wir.“

Die Pause war gerade beendet. Andras Jmre stellte sich vor die Kapelle, er grüßte niemanden. Der Cimbalspieler, der einen raschen Blick mit dem Bahgeiger gewechselt hatte, reichte ihm die Geige.

Der Primas prüfte ihren Ton, rief den Zigeunern leise einige Worte zu, und dann schwebte der süße Klang eines alten ungarischen Liedes über die Menge dahin.

Das war nicht mehr der Saal mit den lächerlich bunten Girlanden und Fahnen, das war keine stumpe Herde von Menschen, da schwall das Meer, das ewige, blaue, und Andras sah ein großes Schiff, das sie hinwegtrug, sie, die ihm nun so unbegreiflich fern war, ferner als in den langen Wochen zehrender Sehnsucht.

Und seine Geige sang ihr ein Lied. Schweremütig, voll unendlicher Trauer zogen die Töne dahin, wie eine trostlose, menschliche Stimme, wie eine Klage, die ohne Ende auf und niederwog.

Langsam nur trennte Andras sich von seinem Gesicht. Er sah die Köpfe da unten, empfand die unerträgliche Hitze des Saales — und brach ab.

Die gebundenen Seelen fühlten von Ferne, daß sie etwas außergerwöhnliches gehört hatten.

Ein frenetischer Weisfall umtobte ihn.

Andras Jmre wandte sich finster ab.

Erstes Kapitel.

„Glaubst Du, daß ihre Eltern noch leben?“ Peter Bartel sah von seinem Aquarell auf zu seiner Frau hinüber. Die hatte eine große, helle Schürze umgebunden, sah auf einem niedrigen Stuhl und zog Wollstrümpfen ab. Rechts und links von ihr in sauberen Körben, und auf ihrem Schoß häuften sich die grünen, zarten Bohnen.

Frau Bartel überhörte die Frage.

„Sage mal, mein Kind, für wie viele Menschen willst Du eigentlich Bohnen einmachen?“

„Nur für uns drei, für den einen oder anderen Wintergast, und dann kommt die Pflegerin und holt für ihre Schützlinge, ach, das geht alles fort!“

„Für uns drei? Denkst Du, daß Lisa bei uns bleibt?“

„Gewiß bleibt sie.“

„Sprichst sie eigentlich nie von zu Hause?“

„Niemals, ich denke oft, sie ist die echte Norddeutsche, stolz, verschlossen, eigenwillig, überaus woflerzogen, aber tief drinnen hat sie ein warmes, reiches Herz.“

„Sie mag sein, wie sie will, ich habe sie wirklich lieb,“ sagte Peter Bartel, er sprach etwas gehescht;

während der Unterhaltung mit seiner Frau sah er hin und her, sein Aquarell mit dem blühenden Garten verglichend.

„Maria, komme mal her, meinst Du nicht, daß viel Sonne darin ist?“

„Aber Alteschen, wie kann ich denn kommen?“ Sie deutete lachend auf ihren Schoß, in den sie gerade wieder eine große Handvoll Bohnen geladen hatte.

„Also komme ich zu Dir!“

Beide vertieften sich in das fertige Bild.

Peter Bartel hatte seine Frau an den Schultern umfaßt, und sie lehnte sich an ihn.

„Ja, und dann? Vielleicht ginge hätte so viel Sonne in dich, wie Du auf diesem Stück Garten festgehalten hast.“

„Sie ist sehr verändert seit ihrer Reise,“ sagte Peter Bartel, „ich denke oft, man sollte doch versuchen, die Adresse ihrer Angehörigen zu erfahren.“

„Ja und dann? Vielleicht ginge sie ins Wasser, wenn man käme, und sie holen wollte. Nein, nein, wir wollen sie gewähren lassen.“

Peter Bartel legte die Arbeit beiseite und setzte sich neben seine Frau.

„Hat sie Dir nun nichts gesagt, als sie neulich von Trau so gebrochen nach Hause kam, und Du sie pflegtest?“

„Ja, sie machte so eine Andeutung, als ob sie den Mann verloren hätte, von dem sie mir damals sagte, daß sie ihn heiraten würde.“

„Hat der Bonidi das Mädel betrogen, weißt Gott!“

„Nein, nein, es muß anders gewesen sein,“ sagte Maria Bartel, „es kam mir so vor, als ob sie nicht zu ihm hingefunden hätte.“

„Na, dann wäre ja alles gut.“

„Gut, nachdem Lisa um dieses Mannes willen ihre Heimat verloren hat?“

„Woher weißt Du das?“

„Na, so etwas fühle ich doch.“

„Aber die Eltern werden sie schließlich wieder aufnehmen. Mein Gott, es war sicher irgendein romantischer Streich, deswegen löst man kein Kind doch nicht in die Welt hinaus.“

„Ah, da kennst Du solche Leute schlecht! Ich kenne sie besser! Lisa ist aus sehr gutem Hause, das sah ich sofort. Diese Leute vergehen nicht. Der Vater ist sicher ein hoher Beamter, da darf er so ein irreguläres Lamm nicht mehr aufnehmen. Die Form, die Form, Peter, die erdrückt alles. Kommt sie ruhig nach Hause zurück, dann wird sie irgendwo hingesteckt, wie ein Verbrecher, in ein Stütz oder Kloster, was weiß ich, aber ohne Freiheit und Freude! Nein, da ist es noch besser, sie setzt sich irgendwo durch. Sie hat doch das Lehrernennamen gemacht, sie sagte gestern selbst, sie wollte sich ihre Papiere kommen lassen. Aber wie sie das machen will, ohne sie zu verraten, das sagte sie nicht.“

„Sie wird schon Wege finden,“ meinte Peter Bartel in Gedanken.

„Was meinst Du, Peter, könnten wir ihr noch einige Unterrichtsstunden verschaffen?“

„Nein, das glaube ich nicht. Das mit dem Hans Geßbinder, das war ja ein reiner Zufall, und die alte Baronin, der sie vorliest, reißt mit den letzten schönen Tagen ab.“ Peter Bartel lehnte sich zurück und sah in das Blattwerk hinein.

„Ich dachte auch gerade darüber nach, daß das arme Mädel ihre schöne Ruhe eigentlich ganz verloren hat. Wie ist sie doch verändert! Selbst der Malunterricht freut sie nicht mehr, und sie war so voll Eifer und Begeisterung. Da könnte es schon sein, daß sie sich doch nicht durchsetzt, wenn sie ganz allein dasteht, mit einer großen Enttäuschung im Herzen.“

„Ja, das dachte ich auch schon, und gerade darum meine ich, daß die Lisa bei uns bleiben muß, solange wir sie halten können. Vielleicht wird sie ganz heil und gesund hier in der großen Winterstille.“

„Du bist so sicher, daß sie bleiben wird,“ meinte er nachdenklich, „und sie war schon zweimal im Kurhaus in Piacolo, um die Zeitungen wegen einer passenden Stellung durchzusehen.“

„Da kommt sie mit Hans Geßbinder. Wieviel Stil sie doch hat,“ sagte der Maler leise, „sieht, wo sie so bleich ist, mehr noch als früher.“

„Grüß Gott, Frau Bartel, grüß Gott, Herr Bartel,“ rief Hans Geßbinder fröhlich, „ich bringe viele Grüße von meiner Mutter und Onkel Hofrat! — er dehnte das Wort mit drohiger Feiertlichkeit — „hat sich riesig über das herrliche Bild gefreut, er sagte, es sei sein schönstes Geschenk zur silbernen Hochzeit.“

„Das freut mich, freut mich wirklich,“ Peter Bartel rief sich die Hände, die vielen Häßlichen huschten fröhlich über sein Gesicht. „Na, und wie geht es der Frau Mutter? Kommt sie nicht mal wieder her?“

„Nein, sie mag ja das Steingeräde nicht, wie sie sagt, und zudem: seit ich einen Vormund und gestrenkten Lehrer habe, — Hans Geßbinder wies mit einer tiefen Verbeugung lachend auf Lisa hin — „seit der Zeit ist sie ganz ruhig.“

Lisa hatte Herrn und Frau Bartel begrüßt und nahm ihrem Schüler die Geige und Bücher ab.

„Er tut es nun mal nicht anders,“ sagte sie lächelnd, „er trägt mir die Bücher.“

Dann schritt sie in das Haus und ging in die Zimmer.

Hans sah ihr bewundernd nach.

„Na, was macht das Lernen, junger Freund,“ sagte Peter Bartel, „werden Sie im Herbst in Ihre Klasse einspringen können?“

„Leberspringen, überspringen, Herr Bartel!“

„Ich sage Ihnen, Fräulein, das ist die Materie, die Matura hätte ich bald, wenn ich immer solche Lehrer gehabt hätte.“

„Na, na, und die Geige?“

„Die Geige! Das ist es ja! Fräulein van de Sandt versteht das alles. Sie verleiht mir das Lernen nicht mit dem ewigen Hinweis darauf, daß das Geigen erst in zweiter Linie kommen darf, eine ausschließliche Sache sei, und wie das immer so heißt, schon seit Jahren! Sie sagt, die Musik ist nun mal für Sie die Hauptsache, und da müssen Sie die Zähne zusammenbeißen, den Tag so einteilen, daß diese Hauptsache ihr Recht behält, und das kann sie nur, wenn der Körper gesund und stark ist. Weil Sie nun auch eine gründliche Schulbildung haben sollen, heißt es wieder mit der Zeit sparen, also: wenige Stunden, aber intensiv, arbeiten, nicht träumen, nicht ungeduldig sein, den „Augen Kopf“ da zusammennehmen, sagte sie.“ Der junge Hans strahlte.

„Den „Augen Kopf“ hat sie gesagt, Frau Bartel. Sehen Sie, das glauben Sie nun wieder nicht. Sie lachen! Sie kennen mich eben nicht. Darf ich bei den Bohnen helfen?“

„Nein, nein Hans, lassen Sie nur, Leute mit so klugen Köpfen achten nicht genug auf alle die Feinheiten beim Bohnenabziehen, und mein Peter und ich haben im Winter die Last davon.“

„Aber ein Stündl hier bleiben darf ich doch?“

„Natürlich, holen Sie sich einen Stuhl heraus!“

Peter und Maria sahen sich an.

„Ein lieber Junge, der Hans,“ sagte Frau Bartel, „wenn er nur recht gesund würde.“

Da trat er schon hinter Peter Bartel:

„Und einen Garten haben Sie! Wandervoll! Das Bild da möchte ich haben, Herr Bartel. Verkauften Sie es nicht? Wenn ich mal erst berühmt bin, ein großer Geiger, Sie wissen ja, er lachte, „dann hole ich mit das Bild, und wenn nicht, wenn es nicht reicht, so über mit der Gesundheit nicht, dann möchte ich hier in diesem Garten liegen, da an der Mauer unter den Ästen, und Sie lassen eine schöne Marmorplatte in die Mauer ein, Marmor muß es schon sein, Herr Bartel, und darauf soll stehen: „Hier ruhet Hans Geßbinder mit seiner Geige im Arm. Wir beteten ihn in Rosen.“

„Aber Hansl, Hansl, was reden Sie für einen Unsinn!“ rief Frau Bartel.

Alle drei lachten.

Da trat Lisa aus der Tür.

„Ich möchte nach Piacolo hinüber gehen,“ sagte sie, „vielleicht bin ich nicht pünktlich zum Abendessen zu Hause. Warten Sie nicht auf mich, liebe Frau Bartel, ich hole mir etwas aus der Küche.“

„Darf ich mitgehen?“ fragte Hans.

„Nein, nein, auf keinen Fall, Sie müssen jetzt ruhen.“

„Vielleicht wäre für Sie aber auch Ruhe gut,“ meinte Frau Bartel.

Sie sah besorgt in Lisas schmal gewordenem Gesicht.

„Ach, ich! Lisa sah so müde aus.“

„Ich fühle mich ganz frisch: mir ist nie wohler, als wenn ich herumlaufen kann.“

Sie nickte allen zu und versuchte ein heiteres Lächeln.

„Also auf Wiedersehen,“ rief sie, schon im Fortgehen.

Die Gasse hinunter, am Hafen entlang, das hübsche, bunte Bild, wie hatte sie es geliebt, und nun die Landstraße, dann der lange Strandweg mit den aufspritzenden Wogen und dem leuchtenden Gestein: Jural Lisa war alle Schönheit zur Quälgeißel geworden! Sie hastete an allem vorüber.

Vertrieben und verenden, dachte sie stumm — — —

Und doch war eine goldene Schönheit über Meer und Land ausgegossen. Es war, als ob keine Erden Schwere dieser großen, seligen Verklärung mehr anhäufte, als sei es der Vorabend eines ewigen Sonntags.

Ruffinpiccolo stand in einer goldenen Loke. Die Schiffe im Hafen ruhten in stoffigem Gold, Rot und Blau.

Es wurde ein Dampfer erwartet, und die vielen Mühsiggänger, die Gepäckträger und die Kutscher mit den leichten, kleinen Wagen versperrten den Weg.

Lisa drängte vorwärts, um zum Kurhaus zu gelangen.

Da fühlte sie plötzlich ihre Schulter berührt. Tief erschrocken wandte sie sich um.

Vor ihr stand der Bahgeiger.

Er küßte leicht den Hut und sagte unermittelt:

„Fräulein, der Andras Jmre ist schwer krank.“

„Schwer krank?“ wiederholte sie mechanisch, und ihrer Ueberraschung Herr werdend, fuhr sie fort: „Wo ist er denn, hier in Ruffinpiccolo?“

„Ja, hier, er kann nicht weiter. Er hat versprochen, heute noch einmal zu spielen. Wie er zur Probe gekommen ist, ist er hingefallen.“

„Und dann?“

„Wir haben ihn in sein Zimmer gebracht.“

„Ja, aber so erzählen Sie doch, was fehlt ihm? Haben Sie einen Arzt geholt?“

„Was ihm fehlt? Fieber hat er. Was soll da ein Arzt?“

„Bringen Sie mich zu ihm.“

„Ich weiß nicht, vielleicht tut es ihm nicht gut, und ich muß alles zur Abfahrt herrichten.“

„Wie, Sie wollen den Kranken mitnehmen?“

„Ja, ich werde ihn doch nicht allein lassen, und wir können hier nicht bleiben.“

„Bringen Sie mich zu ihm,“ wiederholte Lisa dringlicher.

„Wenn Sie durchaus wollen, Fräulein,“ sagte Balogh zögernd.

Er wandte sich lässig zum Gehen.

Vielleicht verstehe ich das alles wirklich nicht, dachte er, vielleicht freut es ihn. Wir werden ja sehen.

Er ging mit Lisa den Hafen entlang und bog dann in eine Nebengasse ein. Da stand ein altes Gasthaus. Balogh zeigte auf die Tür:

„Hier hinein, die Treppe hinauf, und dann die dritte Tür links.“

Lisas Herz schlug heftig.

„Wollen Sie nicht mitgehen?“

„Ich kann mitgehen.“ Balogh sagte das gehescht, leicht erschaunt.

„Herr — Lisa zögerte — „wie heißen Sie?“

„Balogh.“

„Wir Balogh, es wäre mir lieb, wenn Sie zuerst zu Andras Jmre hineingehen würden und ihn fragen, ob er mich sehen will, ich warte hier. Bitte, seien Sie so gut. Er könnte sonst erschrecken.“

Sie waren in den dunklen Hausflur getreten. In ihrem lichten Kleid, mit dem bleichen Gesicht, in dem die Augen vor Erregung brannten, stand sie vor dem Zigeuner.

Der antwortete nicht gleich, er sah das blonde Mädchen an.

Sie ist doch ein süßes Weib, dachte er, sie hat den Andras vergiftet, ich glaube schon.

„Gut, ich spreche mit ihm,“ sagte er.

Sie stiegen die Treppe hinauf, niemand begegnete ihnen. Alt und jung war draußen. Vor der Tür blieben sie einen Moment horchend stehen.

Kein Laut.

Balogh ging hinein. Lisa hörte, wie er einige Schritte machte und dann stehen blieb. Dann war wieder alles still.

Eine furchtbare Angst packte sie.

Wenn er stirbt, es überließ sie kalt, wenn er nicht mehr lebt, ich wäre die Mörderin, ich allein!

Zitternd öffnete sie die Tür.

Balogh stand über das Bett gelehnt, er trat zur Seite und winkte Lisa, näher zu kommen.

Auf dem Bett lag Andras Jmre, völlig angekleidet, seine Augen waren geschlossen, die Lippen zuden.

„Voll Dankbarkeit, des Zigeuners nicht achtend, kniete Lisa an dem Bett nieder und legte ihr Gesicht auf Jmres Hand.“

Die Hand war heiß und trocken.

Dann stand sie auf, strich leise über Jmres Hand und die schmalen braunen Wangen und beugte sich tief zu ihm herab.

Der Zigeuner sah ihr verwundert zu. Sie wandte sich an ihn:

„Sind Sie sein Freund?“

„Ich kenne ihn seit seiner Kindheit.“

„Andras Jmre ist schwer krank, Sie haben recht, aber er lebt,“ sie sagte das mit einer garten Freude, „und er ist so jung. Ich will ihn pflegen, Herr Balogh, bitte, lassen Sie ihn hier.“

„Ja, ich weiß nicht,“ Balogh zögerte. Er ließ seinen langen Schnurrbart durch die Finger gleiten und sah Lisa überlegend an.

„Sie können ihn ja nicht mitnehmen, Herr Balogh, das sehen Sie doch!“

„Sie haben es gehört, Balogh,“ sagte sie freudig, „bitte, pöden Sie, ich gehe jetzt.“

Sie strich noch einmal leicht über Jmres Hand, dann eilte sie fort.

Balogh trat an Jmres Bett, er hatte ein Taschentuch angefeuchtet und legte es auf seine Stirn. Er besuchte seine Lippen.

„Na, Jmre, ich tue was Du willst,“ sagte er leise: „Sie soll mir schreiben, das blonde Mädel, sie ist besser, als ich gedacht hab.“

Jmre lag wieder teilnahmslos da, aber er reichte dem langen Zigeuner die Hand.

Der machte sich behutjam an seine Arbeit, und als Lisa zurückkam, war alles besorgt, neben dem Gepäck lagen einige Noten und die Geige.

Hinter Lisa trat der Wirt ein. Er war aufgeräumt, lebhaft und sehr bereitwillig. Der Kranke sollte fortgeschafft werden: um so besser!

Er stellte Decken und Kissen zur Verfügung, der Transport im Wagen war ja nicht leicht, und sobald die Sonne unterging, wurde es empfindlich kühl.

Als Lisa an Jmres Bett trat, sah er ihr lachend in die Augen.

Er war bei Besinnung.

Lisa mußte sich abwenden.

Zum ersten Mal in dieser erregten Stunde fragte sie sich: handele ich selbstlos, treibt mich nur die Sorge um Jmre oder auch die Sorge um meine eigene verzweigte Lage? Nehme ich mich seiner an, weil ich mich von einem Vorwurf befreien will? — Bitter stieg es in ihr auf: kann ich denn gar nichts mehr aus Güte tun, aus wahrhaftem Mitleiden? Und wiederum: will denn Jmre mein Mitleiden? Würde er mit mir gehen, selbst wenn nur Mitleiden mich treibt? Weshalb sah er mich so forschend an?

Sie hatte sich im Zimmer zu schaffen gemacht und trat wieder an sein Bett.

„Jmre,“ sagte sie leise, Balogh und ein Hausmädchen trugen gerade das Gepäck und Decken zum Wagen, sie war allein mit ihm, „Jmre, ich meine es gut.“

Er konnte seinem eigenen Gedankengang nicht mehr klar folgen.

„Später, Lisa, später. Ich sage Dir alles,“ flammelte er.

Lisa küßte ihn auf die Stirn.